

Aus der ersten Nachkriegszeit in Münster

Ein Bericht

Von Georg Gründler, Unterjesingen

In Grauen und Schrecken und doch auch wieder inmitten menschlich fest verschworener Gemeinschaft ging der Krieg bei uns zu Ende. Viele werden noch heute rückblickend diese letzten Monate, die sie wieder auf das Wesentliche schauen lehrten, in ihrem Leben nicht mehr missen wollen. Das alte ehrenfeste Münster lag freilich unter Trümmern begraben. Wenn ich kurz zuvor die wenigen Gemeindeglieder (Münster zählte am Ende des Krieges noch ganze 20 000 Einwohner) aufsuchen und feststellen wollte, ob sie noch lebten, so hieß es oft: Heute Nacht ausgebombt! Oder: durch Volltreffer umgekommen! So standen wir immer wieder an neuen Gräbern. Und doch fand uns die Stunde Null voller Freude am wieder geschenkten Leben. Bald sollte es wieder voller Tatendrang neu ans Werk und an den Wiederaufbau gehen. —

Für jeden aber, der nun irgendwie im größeren Maßstab für Menschen zu sorgen hatte, erhob sich jetzt die brennende Frage, wo und wie man für die vielen nun zu erwartenden Heimkehrer und vor den Russen Flüchtenden neuen Wohn- und Lebensraum schaffen könne. Wie soll man all das Zerstörte wieder aufbauen? —

Für den Berichterstatter als den einzigen in Münster noch tätigen jüngeren Pfarrer ging es bei alldem in erster Linie darum, erst einmal eine einigermaßen heile und ausreichende Flüchtlingsherberge zu finden oder zu bauen. Das war ihm während eines Spazierganges mit dem damaligen Vorsteher des Diakonissen-Mutterhauses, Professor D. Helmut Schreiner, ganz klar geworden. Es war mit Händen zu greifen, was jetzt auf uns zukommen würde. Das Vertrauen, das die Heimkehrer ins heilgebliebene Pfarrhaus trieb, durfte ja unter keinen Umständen enttäuscht werden. Wenn nun wirklich, wie es den Anschein hatte, für die Kirche nicht nur eine neue Stunde schlug, sondern auch sich eine neue Chance bot, so mußte sie mit äußerster Kraft und Entschlossenheit genützt werden. —

Nun muß von jenem Haus gesprochen werden, das einmal die stattliche Wehrersatzinspektion des VI. Wehrkreises an der Roxeler Straße war und nun bald das Martin-Luther-Haus werden sollte. Nie wäre ich von selber auf den Gedanken gekommen, eine so riesengroße Trümmerstätte wie dieses ehemalige Wehrmachtsgebäude wieder aufbauen zu wollen. Ich hatte ein ganz anderes, viel kleineres, aber

leidlich erhaltenes großes, schuppenartiges Gebäude mit geräumigem Hof und Wohnhaus im Sinn, das im Krieg von der Partei benutzt worden war. Aber an dem Tage, an dem mit dem englischen Stadtkommandanten der Vertrag zwecks Überlassung dieses Gebäudekomplexes an die Kirchengemeinde abgeschlossen werden sollte, besetzte es die englische Truppe und richtete dort einen Fuhrpark mit Garagen ein. So blieb für den ratlosen Pfarrer nur der Finger des an sich durchaus wohlwollenden englischen Obersten auf dem Punkt des vor ihm ausgebreiteten großen Stadtplanes, wo einmal die Wehrrersatzinspektion des VI. Wehrkreises untergebracht war. Einen Augenblick lang steht vor seinem inneren Auge dieses riesige ehemalige militärische Bürogebäude mit nebenstehendem kasernenartigen Stabsquartier, in dem er als stellvertretender Wehrkreispfarrer so oft aus und eingegangen war. Das Ganze aus über 300 leeren und zum Teil zersplitterten Fensterhöhlen grauslich anzublicken. Alles mit Splintern übersät. Das ganze riesengroße Dach ohne einen Ziegel. Die Türen vom Bombendruck herausgerissen. Der eine Flügel nach Volltreffer zusammengestürzt. Fürchterliche Vision einer einzigen Unmöglichkeit. Und der Pastor hört die Stimme des Stadtkommandanten: „Uähr – Ersatz – Inspektschen! Uollen Sie?“ – Was bleibt ihm anderes übrig? Er atmet einmal tief durch und sagt: „Yes, thank you!“ – Bis er dann durch die immer noch öde Stadt hindurch nach Hause geht, hat er Zeit genug, die Folgen zu bedenken. Zunächst einmal: Was wird deine Frau dazu sagen? Denn ohne sie – das weißt du – kriegst du das niemals fertig. – Nun, eine Stunde später hat sie „ja“ gesagt, und wie! Ohne mit der Wimper zu zucken und auch nur einen Augenblick lang zu zögern. Das gibt Mut! – Zunächst aber müssen wir jetzt eine zuverlässige Familie finden, die sich in der riesigen Ruine häuslich einrichtet und Acht gibt, daß nicht noch mehr „demontiert“ wird. Denn schon haben nachts Leiterwagen aus einer nahen Bauernschaft vor dem leeren Haus gehalten und man hat aus den langen Korridoren das ganze schöne dunkelgrüne Linoleum herausgeschnitten und weggeholt. Also höchste Zeit, daß Leben ins Haus kommt! So mache ich mich auf den Weg zu unserm ausgebombten Küster, der mit seiner Frau sofort bereit ist, sich in der künftigen großen Notherberge eine Wohnung einzurichten. – Aber wo nun Handwerker: Maurer, Schreiner usw. hernehmen, die an das Riesenwerk herangehen, wenigstens den unzerstörten Teil des Hauses wieder einigermaßen wohnlich zu machen und ihn gegen den zerstörten abzudichten? Es sind ja weit und breit keine Männer da. –

Aber auf einmal kommt von einer Seite her Hilfe, von der wir es am wenigsten erwartet haben. Denn plötzlich steht eine englische Ordonnanz vor dem Pfarrhaus: Der Pastor soll sofort ins Kriegsgefäng-

genen-Entlassungslager kommen, das in der alten Artilleriekaserne in der Grevener Straße eingerichtet worden ist. Als ich in meinem alten Lutherrock, den ich zur besseren Vertretung meines kirchlichen Anliegens bei den Engländern in den ersten Monaten ständig trage, in die Kaserne komme, stehen da auf dem großen Hof – im Karré angetreten – etwa 150 deutsche Soldaten. Es sind, wie mir gesagt wird, alles evangelische Pfarrer und Theologiestudenten, bzw. solche, die es werden wollen. Sie möchten dringend einen Pfarrer sprechen. Ihr Sprecher, ein schon leicht ergrauter Divisionspfarrer aus Königsberg, später Pfarrer in Sassenberg, sagt mir, ich solle ihnen helfen, aus der Kriegsgefangenschaft entlassen zu werden. Der Lagerkommandant habe ihnen gesagt, wenn jemand in Münster ihnen Unterkunft, Arbeit und Verpflegung verschaffen könne, so würde er sie entlassen. Natürlich gehe ich sofort, ohne mir über das „Wie“ lang den Kopf zu zerbrechen, zum Kommandanten und erkläre ihm, daß wir beim Aufbau eines großen Hauses wären; und wenn die Männer bereit seien, als Bauhilfsarbeiter bei der evangelischen Kirchengemeinde zu arbeiten, so könnten sie gleich mitkommen. – Wie gut, daß ich in diesem Augenblick nicht wußte, was dieses Angebot alles für Folgen nach sich ziehen würde, vor welchen Aufgaben und schier unlösbare Rätsel es meine Frau und mich stellen würde! Der Lagerkommandant war sichtlich froh, daß er die 150 Männer auf so gute Manier los wurde. Also: In Gruppen rechts schwenkt, ohne Tritt marsch! So ziehen wir miteinander durch die stauenden Straßen zur großen Trümmer-Nothberge. In diesem Augenblick war sozusagen die neue Evangelisch-Theologische Fakultät der Westfälischen Wilhelmsuniversität geboren! Denn wenn auch, wie ich erwartet, ja erhofft hatte, natürlich ein großer Teil der Männer mir erklärte, daß sie sich mit ihren Entlassungspapieren sofort in Richtung Heimat auf den Weg machen würden, so wollten doch etwa fünfzig von ihnen, meist aus der russisch besetzten Zone, bleiben und hier ihr neues Leben anfangen, zumal der Gedanke an Studium und Universität ihnen hier eine gute Aussicht bot. –

So führte ich also die Männer, die fürs Erste zum Glück alle ein wenig Marschverpflegung bekommen haben, zu ihrer neuen Wohnstätte, zeigte ihnen die am wenigsten zugigen Kellerräume und überließ sie zunächst einmal dort ihrem Schicksal. Denn jetzt galt es vor allem, aus der Bauernschaft Stroh zu einem Notlager herbeizuschaffen. Die fünfzig, die bleiben wollen, „organisieren“ sich Bretter, ausgehobene Türen und ähnliches, um sich häuslich einzurichten. Also aufs Fahrrad, und Stroh erbettelt, was mir schließlich auch gelingt. Auch Lattenholz zum Bettenbau findet sich. Kochen muß Frau Hartig, die Küstersfrau, für die ich die nötigen Lebensmittelkarten bekom-

me. Geld haben die Männer genug. Also, meine Lieben, richtet euch ein, so gut ihr könnt! Dies Haus aufzubauen ist nun eure Aufgabe! –

So fing es an. Nicht nur mit dem Martin-Luther-Haus, wie wir es unter gutem Zuspruch von Professor Schreiner – trotzigen Wage-
mutes voll – alsbald nannten, sondern auch mit der neuen Evangelisch-
Theologischen Fakultät. Es galt nun zu überlegen, wie man rasch zu
einem vorläufigen und behelfsmäßigen Beginn der Vorlesungen kom-
men könne. Und just in diesem Augenblick kamen nun diese vierzig
feldgrauen Männer aus der Gefangenschaft (so viele waren schließlich
noch geblieben), die so schnell wie möglich mit dem theologischen
Studium beginnen wollten. Da mußten wir also in dem großen Trüm-
merhaus erst einmal mit dem Aufbau eines Theologiekonviktes an-
fangen. Zum Glück kam im Oktober – ehe mir alle diese Dinge vollends
über den Kopf wuchsen – aus Leipzig der Alttestamentler der alten
Fakultät, Professor D. Herrmann, der mir alsbald die Sorge betreffs
der wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Wiedereröffnung der
Fakultät abnahm. Auch Professor Schreiner war da, und bis im neuen
Haus ein Raum für Vorlesungen fertig sein würde, verging ja auch
noch einige Zeit, die für neue Berufungen genutzt werden konnte. –

Was nun die Stätte all dieser Bemühungen, das langsam im Werden
befindliche Martin-Luther-Haus betraf, so begannen mit der Aufgabe,
es einigermaßen wohnlich zu machen, erst die eigentlichen Schwierig-
keiten. Zwar war der überaus tätige Rektor der Universität, der
weit über Münsters Grenzen hinaus bekannte frühere Zentrumsabge-
ordnete Prälat Dr. Schreiber mit seinem einzigartigen Organisations-
talent und den dazugehörigen enormen Beziehungen in geradezu
rührender und mutmachender Weise hilfreich für unser Bauvorhaben
besorgt; auch fiel bei den wöchentlichen Baubesprechungen, zu denen
er auch den Leiter des zaghaften Unternehmens im Martin-Luther-Haus
einlud, manch wichtiges Baumaterial für diesen ab – doch wußten wir
trotzdem oft weder ein noch aus. Auf die schönen, blanken, grünen
Fußbodenbeläge in den Korridoren konnten wir ja allenfalls verzichten,
obwohl der graue, staubige Betonanstrich ständig das ganze Haus
aufs Neue verschmutzte und zudem sehr fußkalt war. Viel schlimmer
stand es um die zersplitterten bzw. gestohlenen Zimmertüren, ganz
abgesehen von den leeren Fensterhöhlen, in denen nun wirklich
– besonders im Blick auf den langsam heranrückenden ersten Nach-
kriegswinter – nichts als Grauen wohnte! Und wie sollte man die
Zimmer – wenn auch nur auf das Behelfsmäßigste – möblieren?
Denn nun kamen ja jeden Tag neue Zuflucht und Unterkunft suchende
alte Gemeindeglieder aus der Evakuierung und von den Trümmer-
stätten ihrer zerbombten Häuser zurück. Und dazu die Flücht-
linge aus dem Osten – halb verhungert und zu Tode erschöpft! Und

endlich waren da die flehentlichen Briefe der früheren Insassen unserer zerstörten Altersheime, die ja auch alle nur ganz notdürftig irgendwo untergekrochen waren und jetzt dringend wieder nach der Heimat verlangten. Auch meldeten sich in zunehmendem Maße die ersten Studenten und Studentinnen aus allen Fakultäten, die mit dem Studium beginnen wollten und in dem zerstörten Münster vergeblich nach einer Bleibe suchten. Angesichts all dieser schier unlösbaren Probleme kam in einer unserer regelmäßigen Haussitzungen jemand auf den genialen Gedanken, an die Gemeindeglieder heranzutreten und sie zu bitten, ihre evakuierten Möbel, die sie in ihren zerbombten Wohnungen vorerst sowieso nicht aufstellen könnten, uns fürs erste leihweise zur Verfügung zu stellen. Wie hat uns diese Aktion über die ersten schweren Jahre hinweggeholfen! Ehe wir uns versahen, waren unsere Zimmer möbliert! – Aber nun kam der Herbst (im Juni hatten wir angefangen), und die Heizung war kaputt. An Koks in größeren Mengen natürlich noch nicht zu denken. – Wie gut, daß jetzt unter den Hilfe-, Wohnungs- und neuen Lebensanfangsuchenden auch tatkräftige Männer waren, die zur Mitarbeit herangezogen werden konnten. Handwerker vor allem, aber auch sonstige Helfer bei der Betreuung der täglich Einziehenden. So stand nun über allem die Parole: Hilfe an Flüchtlingen durch Flüchtlinge! Das „Evangelische Hilfswerk Münster e. V.“, das wir schon im Juni gegründet hatten, wurde nach Konstituierung des großen Evangelischen Hilfswerkes für Deutschland alsbald diesem angeschlossen und war nun ein Teil dieses gewaltigen und weltweiten Lebensimpulses, das für immer mit dem Namen Eugen Gerstenmeiers verbunden ist. –

Was das Geld für unser großes Aufbauwerk anbelangt, so hatten wir damit bis zur Währungsreform 1948 keine Sorgen. Wer konnte damals schon etwas kaufen! So bekamen wir schon auf unser erstes Rundschreiben an Freunde und Gemeindeglieder so viel, daß wir mit allem gut durchkamen. Zum Beispiel kam eines Tages einer meiner Professorenfreunde, dessen Frau glücklich und unverseht aus der russischen Besatzungszone zurückgekehrt war, und brachte als Dankopfer gleich 1000,— DM! So etwas machte Mut und gab Zuversicht in die mancherlei Ratlosigkeit hinein. Freilich: Viel zu kaufen gab es in jenen ersten Nachkriegsmonaten nicht. Und wir brauchten doch buchstäblich bis zu Hammer und Kneifzange alles, was zur Einrichtung eines solchen Riesenhaushaltes notwendig war. Da hätte ja einer schon den ganzen lieben Tag herumlaufen müssen, von Geschäft zu Geschäft, um zu „spekulieren“, ob man nicht etwas Brauchbares kaufen könne. Und gerade ein solcher Mann lief uns eines Morgens buchstäblich in die Arme. Da stand er auf einmal vor unserer Tür, eine noch junge, drahtige Erscheinung in feldgrau, unverkennbar

ehemaliger höherer Offizier, und suchte nach Arbeit. Er war der letzte Inspekteur der sogenannten „V-Waffe“ gewesen und wurde nun unser erster Einkäufer.

So kamen wir unter anderem noch rechtzeitig vor dem ersten Frost zu 50 kleinen eisernen Bunkeröfen aus alten Wehrmachtsbeständen, solchen mit den glühenden Bäckchen, die die Landser so liebten. Schwieriger war es schon mit den Ofenrohren, die ja nun aus jedem Fenster herausragen mußten, wenn der Ofen „lachen“ sollte. Aber auch die „besorgte“ unser findiger ehemaliger General, bald unterstützt von einem alten Zahlmeister. Schließlich bekamen wir auch unsern ersten Bauführer, ein Gemeindeglied, das ich eines Tages ziemlich verzweifelt unter den Trümmern seines Hauses buddeln fand. Eigentlich war er Ingenieur für Kälte-Maschinen, konnte aber auch bauen, organisieren und Männer für alles und jedes anstellen. Den schickten wir erst einmal auf die freilich sehr umständliche Reise und Suche nach einem niedersächsischen Entlassungslager für Kriegsgefangene, von dem ich gehört habe, daß man dort Bauhandwerker aus der Ostzone bekommen könne, die hier im Westen eine neue Heimat suchten. Diese Reise war nun allerdings ein großes Abenteuer zu einer Zeit, in der die Züge eben erst wieder richtig zu fahren angefangen hatten und man vor Überfüllung kaum hineinkam. Aber unser Herr Burmester schaffte es und kam mit 10 Handwerkern, Maurern und Schreibern wieder. Von da an ging es aufwärts. Und als dann, unmittelbar bevor der erste gefürchtete Frost kam, ein verständnisvoller Fabrikant aus dem Münsterland auf einen Hilferuf hin mit einem sehr ermutigenden Brief 50 m Rollglas schickte, hatten wir gewonnen. Die öden Fensterhöhlen wurden notverglast, und es qualmte lustig aus jedem Fenster heraus. Auch die Bergwerke im Industriegebiet hatten ein Einsehen, und bald konnte unser stets hilfsbereiter Kohlenhändler Schocher mit seinem inzwischen reparierten Lastwagen die nötigen Kohlen von den Zechen holen. Natürlich qualmte es jetzt nicht nur aus den Ofenrohren heraus ins Freie, sondern oft genug – besonders, wenn der Wind verkehrt stand – auch im Zimmer. Als ich eines Tages in der inzwischen eingerichteten Behelfsküche im Keller unsere tapfere Frau Spiker tränenden Auges vor ihrem im Qualm fast verschwindenden großen Kochkessel aus meinem alten Gievenbecker Barackenlazarett vorfand, merkte ich, daß jedes Ding seine zwei Seiten hat, und daß es auf der Erde keine reinen Freuden gibt.–

Aber wir kamen durch. Ein Zimmer nach dem anderen wurde – wenn auch zunächst sehr primitiv – eingerichtet, und das Haus füllte sich zusehends. Und wenn es auf den langen staubigen Korridoren vor allem von der noch offenen Trümmerstelle her auch erbärmlich zog und es an vielen Stellen noch durch das nur notdürftig

mit Dachpappe abgedichtete Dach tropfte, so daß ich einmal einen unserer jungen Theologen wie weiland Spitzwegs armen Poeten unter einem alten Regenschirm auf seinem Bett liegen sah, waren doch alle fröhlich, zuversichtlich und guter Dinge. Da war ein Dach über dem Kopf, eine neue Heimat und wieder eine Zukunft, für die es sich einzusetzen lohnte. Und auch zu essen hatten wir, jedenfalls mehr als andere. Denn jeden Mittwochnachmittag durfte der Hausvorsteher mit seinem inzwischen zugeteilten alten Opel P 4 zu den evangelischen Bauern ins Tecklenburger Land fahren und zusätzlich Kartoffeln, Gemüse und auch manche Eier und „Fettigkeiten“ bei den Bauern holen, die von ihren Pfarrern auf dies hoffnungsfrohe Martin-Luther-Haus in Münster hingewiesen worden waren. –

Was die räumliche Aufteilung des Hauses betrifft, so ergab sie sich sehr rasch und sozusagen von selbst. Im Erdgeschoß unser Altenheim, das unter der mütterlichen Leitung der Witwe des früheren münsterschen Oberkonsistorialrats Schlabritzky zu einem friedlichen Zufluchtsort für verstörte, vereinsamte, heimatlose alte Menschen jeglicher Gesellschaftsschicht wurde. Darüber, in der „Bel-Etage“ mit dem komfortablen, riesigen ehemaligen Empfangsraum des Kommandeurs, das „Damenheim“ mit seinen 40 fröhlichen Studentinnen, die erheblich dazu beitrugen, dem Hause Atmosphäre zu geben, mit Initiative, Erfindungsfreude und viel Charme unsere fröhlichen Feste zu gestalten und durch dies alles den rauhen Kriegssoldaten wieder zu neuem, verfeinerten und vergeistigten Menschsein zu verhelfen. Darüber endlich im zweiten Stock, das Theologenkonvikt mit unserer unverwüsthchen, nicht mehr jungen Gräfin von der Schulenburg, einer ehemaligen Schloßherrin aus der Altmark, als Heimleiterin. Nicht auszusagen, was sie in ihrer kernigen, zuversichtlichen Art, ihrem rauhen Humor und ihrer ebenso warmherzig-fürsorglichen wie erzieherischen Mütterlichkeit für unsere jungen Männer auf ihrem tastenden Wege vom Landser zum Theologen bedeutet hat. Wie konnte sie ihre „Jungens“ nehmen und – formen, ohne daß sie es eigentlich merkten! –

Überhaupt unsere Mitarbeiterinnen! Da war die unermüdliche Frau Pohl. Wie zerstört schien ihr Leben, als sie eines Tages ganz allein – Mann und Kinder waren ihr abhanden gekommen – wie so viele andere auf der Suche nach einer neuen Existenz an unsere Tür klopfte und dann bald eine unserer Treuesten wurde! Nichts ist ja so heilkräftig, als wenn einer ganz rasch aus einem bloßen Objekt zu einem tätigen Subjekt der Hilfe beim Wiederaufbau neuen Lebens wird. So wurden sie alle aus hilf- und ratlosen Menschen tatkräftige und alsbald unentbehrliche Mitträger und Mitgestalter dieses aus der Not der Zeit geborenen Hauses und Hilfswerkes. Statt un-

fruchtbarer Trauer und lähmender Rückschau auf unwiederbringlich Verlorenes erfüllte sie nun tätige und schöpferische, beglückende und neuen Lebensinhalt gebende, erfindungsreiche Mithilfe an der Not und Hilflosigkeit anderer. –

Ja, dies Haus muß Gott offensichtlich gefallen haben, daß er es durch alle Nöte und Ratlosigkeit, durch alle Improvisationen und Unzulänglichkeiten, auch durch alle deftigen Fehler, waghalsigen Organisationsexperimente, ja menschliches Versagen, mit einem Wort durch soviel „Schlammassel“ hindurch so geleitet hat, daß dies tolle Unternehmen so gelingen konnte. Hinterher kamen wir uns oft so vor, wie der Reiter über den Bodensee. – Denn was war das schon für ein Wagnis: „Fünf Heime unter einem Dach“, wie es einmal in einer großen Zeitungsreportage zu lesen war! Denn unten im Erdgeschoß war inzwischen auch ein Kindergarten eingerichtet worden und oben im alsbald ausgebauten Dachgeschoß ein „Arbeiterheim“. Bekamen doch unsere Maurer, Schreiner, Klempner, Anstreicher usw. nun nacheinander glücklich ihre Frauen und Kinder wieder, nach manchmal langen Irrfahrten endlich aus dem Dunkel des Verschollenseins auftauchend. Welch ein Gewimmel gab das! Und nicht nur der leibliche Hunger, auch der Lebenshunger der dem Leben wiedergeschenkten Menschen, vor allem der jungen, war groß. Da hätte die schönste Hausordnung nichts genützt – die strengste schon am allerwenigsten –, wenn diese größer werdende und so bunt zusammengewürfelte Schar nicht aus einer beziehungslosen Masse Mensch alsbald zu einer wirklichen Hausgemeinschaft, ja zu einer Art großen Familie zusammengewachsen wäre. Dieser erzieherische Einfluß einer Großfamilie nachgebildeten und nach ihrem Vorbild geführten Gemeinschaft hat in den ersten Nachkriegsjahren unsere Jugend im Martin-Luther-Haus geprägt und vor vielen bösen Dingen bewahrt, über die sonst in der Stadt viel geklagt wurde. Und Verlobnisse und Ehen sind aus diesem Zusammenleben hervorgegangen, die bis heute Zeugen jener tapferen, fröhlichen Jahre sind. Gemeinsame Freude, das haben wir alle damals gelernt, ist ein wesentlicher Schutz vor dem Argen und nimmt auch der patriarchalisch geübten Autorität, die damals im Martin-Luther-Haus Grundlage des gemeinsamen Lebens war, jeden Zwang und jede Muffigkeit, obwohl oder gerade weil diese große Hausgemeinschaft bewußt und eindeutig im Zeichen christlicher Haltung stand. Die gemeinsamen Sonntagsgottesdienste, Wochenschlußgottesdienste und Bibelabende, die ohne Zwang zum Leben des Hauses gehörten und bewußt auch in den Arbeitsrhythmus des Hauses eingeordnet waren, gaben in Verbindung mit dem sich bald unter unserem eifrigen Kantor Klare bildenden Hauschor dem ganzen Leben den inneren Rückhalt und die geistliche Zucht, die

uns dies Wagnis des Zusammenlebens so vieler verschiedenartigster Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts unter einem Dach ohne wirklich böse Erfahrungen bestehen ließen.

So stand auch die selbstverständliche Mitverantwortung, Mitbestimmung und Selbstverwaltung der jungen Menschen zur Autorität der Hauseltern und des Studieninspektors niemals im Widerspruch. Und wenn der Hausvorsteher immer einmal wieder das große Kunterbunt der vielfältigen Kinderschar, die ja mit den Familien sowohl des Herrn Professors wie des bescheidensten Handwerkers in und mit dem Hause heranwuchs, um ihrer mannigfachen Streiche willen „vergattern“ mußte, so hatte auch solch ernst erhobener Zeigefinger anlässlich solchen „Kinderappells“ im großen und ganzen doch mehr grotesken als tragischen Charakter, und wurde auch von den dazu gehörenden Eltern entsprechend verstanden. Noch heute erzählen sich die inzwischen selbst verheirateten ehemaligen Martin-Luther-Haus-Kinder, wenn sie einander wiedersehen, mit großem Gelächter von diesen Erziehungsmaßnahmen ihres alten Pastors. –

Und dann unsere Feste! Angefangen von jenem ersten unvergeßlichen Nachkriegsweihnachten 1945, als wir alle miteinander, Alte und Junge, Studenten und Handwerker, Kinder und Erwachsene, zum ersten Mal zusammen vor dem großen Christbaum mit den zusammengesparten Kerzen standen und uns die frohe Botschaft zusangen. Als jeder dann auch im großen Saal an langen Tischen seinen eigenen kleinen Platz mit Geschenken vorfand (eine Bettelfahrt zur Strumpffabrik nach Nottuln hatte durch den freundlichen Herrn Ewertz für jeden ein warmes Paar Strümpfe herbeigezaubert, und die Münsterischen Buchhändler hatten aus ihren letzten Beständen auch noch für jeden ein schönes Buch dazugegeben), und so mit den Kerzen und ersten selbstgebackenen Plätzchen alles fast so wie zu Hause wurde, kam – wenn auch unter manch heimlichen Tränen – doch eine so frohe und dankbare Gemeinschaft zustande, daß von da an das ganze Zusammenleben im Hause von dieser Freude geprägt war. Aus der räumlichen Enge wurde eine gute Nähe. Und bei alledem wahrten unsere jungen Leute doch eine so gute Zucht miteinander, daß auch die Eltern der jungen Damen ganz beruhigt sein und meine Frau und ich als verantwortliche Hauseltern ruhig schlafen konnten. – Und zu Fastnacht brauchte von der Jugend niemand außerhalb des Hauses Verlostigung zu suchen. Denn Karneval gestalteten unsere Theologen mit den Studentinnen viel fröhlicher, geistvoller und zugleich harmloser, als es in irgendeinem Lokal draußen möglich gewesen wäre. Wenn dann unter Vorantritt hausgemachter Musik das junge Volk vom großen Festsaal aus die Polonaise durch das ganze Haus vom Keller bis zum Dachgeschoß veranstaltete, mit den Hauseltern und dem Studieninspektor und seiner Frau an der

Spitze, war niemand im Haus, der nicht seine helle Freude an diesem aus Not und Kummer geborenen fröhlichen Treiben gehabt hätte. Vor allem unsere alten Menschen sagten immer wieder, wie ihnen solch Zusammensein mit der Jugend über trübe Stunden der Einsamkeit hinweggeholfen hätte. So war es auch der Stolz des Altersheims, im gemüthlichen Verein eines von der Hausmutter begründeten Nähkreises den jungen Theologen alle ihre zerrissenen Strümpfe zu stopfen, ihre Wäsche zu flicken und für das ganze Haus die schönsten Tischdecken, aber auch zusätzliche Steppdecken anzufertigen. Und wenn dieser einzigartige Kreis alter Menschen, aus allen Kreisen und Gesellschaftsschichten bunt zusammengewürfelt, in der Karnevalszeit extra noch zu einer fröhlichen „Altweiberfastnacht“ im Pfarrhaus zu festlichem Kaffeetrinken zusammenkam, gab es viel zu lachen. – Nie haben sich unsere Alten über den mancherlei Lärm beklagt, den das fröhliche Treiben der Jungen bei unsern Festen und auch wohl sonstwo mit sich brachte. Wurden sie doch immer selbst fröhlich mit hineingezogen und an ihm beteiligt. Freilich brauchten sie sich auch nicht zu beklagen, denn unsere jungen Leute wußten sehr wohl, was sie ihnen an Rücksichtnahme schuldig waren. Sowie um Mitternacht das Fest sein Ende nahm, kehrte wieder Ruhe im Hause ein, und höchstens ein später Lichtschein aus einigen der Studentenbuden kündete noch von weiterem frohen Zusammensein. Dies Zusammenleben mit der Jugend im gleichen Haus und in der gleichen Lebensgemeinschaft hat für unsere Alten so viel bedeutet, daß keine Griesgrämigkeit aufkommen konnte und viel hilfreiche Verbindung zwischen alt und jung entstand, die manchem alten, einsamen Menschen das Leben wieder lebenswert machte, aber auch manchem jungen Menschen für die Formung seines Lebens viel bedeutete. Seitdem weiß ich, daß man alte Menschen, auch und gerade bei der Heimunterbringung, nicht von der Welt abschließen, sondern so viel wie möglich am lebendigen, flutenden Leben beteiligen soll. Wie rücksichtsvoll und hilfsbereit können dann auf einmal junge Menschen sein! –

So führte unsere Jugend im Martin-Luther-Haus ein fröhliches Leben und lehrte uns, daß viele Feste feiern und familienhaft gestalten zugleich die beste Erziehungsmethode ist. Denn „erzogen“ mußten ja die Jungen nach all dem Durcheinander und der vielfältigen Auflösung der letzten Jahre in mancher Hinsicht doch werden! Da hat es wohl manch ernste Beratung im Hausvorstand gegeben. Diesem wichtigen Gremium, in dem wirtschaftlich-finanzielle und menschlich-persönliche Entscheidungen gefällt wurden, gehörten neben den Hauseltern, Professor Dr. Ratschow, der leider früh verstorbene Fabrikant Friedrich Braun, Zechendirektor Wolf aus Dortmund und unsere langjährige treue Beraterin Hermine Braun an. Ihrer aller großzügiger und

verantwortungsbewußter Mitarbeit hatten die Hauseltern mit dem ganzen Martin-Luther-Haus in all den Jahren Entscheidendes zu verdanken. Neben den seltenen disziplinären Entscheidungen, die da zu treffen waren, kam es zur Wahrung der Hausordnung in den einzelnen Heimen auch zu manchen grotesken Szenen. Wenn z. B. unsere weiblichen „Zerberusse“ unter den Mitarbeiterinnen hinter den „nichtsnutzigen“ Theologen her waren, die nur allzugern allerlei Schabernack trieben. Oder wenn sich doch einmal einer in ein Damenzimmer im ersten Stock „verirrte“, was ja nach der Hausordnung aus guten Gründen verboten war. –

Inzwischen war der Ausbau des Hauses soweit gediehen, daß gleich nach Weihnachten 1945 die neu erstandene Evangelisch-Theologische Fakultät als erste der ganzen Universität mit den Vorlesungen und Übungen beginnen konnte. Durch Herausnahme von Wänden war im Stock des Theologenkonvikts ein stattlicher Vorlesungsraum entstanden, in dem nun, wie auch im großen Kapellensaal, die Vorlesungen gehalten wurden. Im Theologenkonvikt selbst wurde ein Seminarraum geschaffen. Der jetzige Bischof D. Kunst, damals noch Superintendent in Herford, hatte uns in alter Freundschaft bei den Möbel-fabriken im Minden-Ravensberger Land Tische, Stühle und Regale vermittelt – damals, 1945, wahrhaftig eine unglaubliche Kostbarkeit! – so daß es nun ein Fest war, in diesen sauberen Räumen zu arbeiten. Professor Dr. Ratschow, der im Sommer von Göttingen kam, stellte sich dem Theologenkonvikt gleich als erster Studieninspektor zur Verfügung. Die alten Professoren Herrmann und Schreiner und die neubeforderten Konrad und Stupperich begannen im Wintersemester 1946 mit den Vorlesungen. Die Auswärtigen fanden ihr Zimmer im Martin-Luther-Haus, sehr primitiv zwar, aber immerhin! Und auch der Rucksack mit Kartoffeln, den Professor Stupperich allwöchentlich zwei Jahre lang aus seiner Pfarrgemeinde in Ostfriesland mitbringen mußte, verdroß ihn nicht allzusehr. Denn das Essen für so viele hungrige Mägen wollte ja herbeigeschafft werden! Und das war wahrhaftig keine Kleinigkeit.

Daß man im MLH – wie man das Martin-Luther-Haus nun nannte – nicht zu hungern brauchte, verdankten die Insassen, wie schon erzählt, dem alten klapprigen Auto, mit dem der Hausvorsteher jeden Mittwoch zu den Bauern aufs Land fuhr. Bald nicht nur ins Tecklenburger Land, sondern auch in die Grafschaft Bentheim. Wohnte doch in der „alten Picardie“ bei Velshausen an der holländischen Grenze ein guter Freund aus vergangenen Tagen des Soldatenbibelkreises, ein junger Bauer und handfester Altreformierter, der bis zum Schluß des Krieges durch Fliegeralarm und dick und dünn mit seinem Fahrrad von der Gievenbecker Flakkaserne zu den Soldatenabenden gekommen war und unsere Bibel-

besprechungen treffsicher mit Aussagen des Heidelberger Katechismus gewürzt hatte. Nun trug das alles seine nahrhaften Früchte für das Martin-Luther-Haus. So kam es zu den freilich streng geheim gehaltenen „Schweinefahrten“ in die „Grafschaft“. Natürlich vollzog sich das ebenso wie der Wiederaufbau des zerstörten Flügels und der Handwerker-Wohnbaracke auf dem Hof ohne jede Baugenehmigung, die wir wahrscheinlich vor lauter Bürokratismus nie von der englischen Militärbehörde bekommen hätten, es sei denn, daß der englische König sich höchstpersönlich für das Martin-Luther-Haus eingesetzt hätte. Noch Jahre später waren sich der damalige Sozialreferent der Stadt Münster und spätere Sozialminister Hemsath und der Berichterstatter darin einig, daß sie in den ersten Nachkriegsjahren beide todsicher ins Gefängnis gekommen wären, wenn alles, was sie damals – jeder an seinem Platz – notwendigerweise, aber dennoch völlig illegal unternehmen mußten, ruchbar geworden wäre. Denn die englische Militärbürokratie war sturer, als jeder fälschlich so verschrieene Westfale, ja oft völlig uneinsichtig.

Sprit zu alldiesen und ähnlichen Fahrten hatte ich natürlich in den ersten Monaten auch nicht, bekam ihn aber immer wieder von den englischen Landsern an ihren Tankstellen, wenn ich in meinem schwarzen Röcklein mit meinen paar auswendig gelernten englischen Sätzen um „a little bit Gasolin“ bat. Die Zauberformel: „I am the Pastor of the Martin-Luther-Haus to Münster. Can You help me with a little bit Gasolin for divine service?“ half eigentlich immer. Und für einen engagierten Lutheraner gehörte das, was ich hier unternahm, ja nun auch wirklich zum Gottesdienst. –

Manchmal gab es bei den Bettelfahrten ums „Überleben“ auch sehr schwierige Situationen. Da ging es einmal um die doch nun dringend notwendige Bettwäsche für unsere 50 Alten. (Die Theologen und Studentinnen, soweit sie aus dem Westen kamen, brachten sie natürlich von zu Hause mit.) In Nordhorn gab es ja die großen Textilfabriken. Nachdem ich bereits in Ochtrup Woldecken und in einer Jutespinnerei in Greven Strohsäcke als Matratzensersatz bekommen hatte, stellte ich mir das mit der Bettwäsche nicht so schwer vor. Aber siehe da: In Nordhorn ging es nicht ohne Bezugschein. Und die gab es nur bei der englischen Dienststelle. Nach anfänglichen Schwierigkeiten erhielt ich nach kurzer sachlicher Darlegung der Verhältnisse ohne weiteres den notwendigen Schein für 500 m Wäscheleine. Das MLH hat bei seinem Aufbau und seiner Einrichtung sowohl bei den deutschen wie auch bei den englischen Stellen im allgemeinen viel freundliche und verständnisvolle Hilfe und Unterstützung erfahren. Es brauchte längst nicht alles illegal zuzugehen. Auch nicht bei der Einrichtung unserer Landwirtschaft, wofür wir durch Vermittlung eines sehr freundlichen Be-

amten des Finanzamtes einen Teil des ehemaligen Exerzierplatzes in Toppeide bekamen.

Und die Leitung des ganzen Unternehmens? Schließlich hatte unsere „Firma“ mit allem Drum und Dran bis hin zur Bunkermission auf dem zerstörten Bahnhof 65 Angestellte! Nie hätte der in solchen Dingen bis dahin gänzlich unerfahrene Hausvorsteher das alles, was da buchstäblich „unter der Hand“ aus dem Zwang der Not heraus immer mehr und immer größer wurde, ohne seine Frau machen können, die bald zur Seele des ganzen Martin-Luther-Hauses wurde. – Zuerst, als alles noch primitiv und chaotisch war, fingen wir ganz brav und zuversichtlich mit einer „Hausmutter“ an. Das war meine Schwester, die als Fürsorgerin in der Nähe von Berlin vor den Russen fliehen mußte. Als dann Altersheim, Studentinnenheim und Theologenkonvikt immer mehr jedes seine eigene Gestalt annahm, wurde sie Heimleiterin bei den jungen Damen, und Fräulein Eggers, vorher Hospizleiterin in Berlin, übernahm die Wirtschaftsleitung. Leiterin des Ganzen wurde zeitweise Frau von Wedemeyer, ebenfalls eine frühere Schloßherrin von „drüben“. Finanzen und Buchführung besorgte Herr Steinke, der ebenfalls aus der „Zone“ gekommen war.

Das ging alles soweit ganz gut, bis die „Stunde Null“, sprich: Währungsreform, uns 1948 angesichts des nun auf einmal überaus rar gewordenen Geldes zwang, eiligst und energisch auf Sparflamme zu drehen. Der Wirtschaftsprüfer der Inneren Mission sagte uns mit eindeutigen und dünnen Worten, daß das MLH mit seinen 120–150 ziemlich mittellosen, zahlenden Insassen niemals in der Lage sei, sich einen so großen und aufwendigen Stab von qualifizierten Mitarbeitern zu leisten. Bisher hatten wir von dem schlechten Geld, mit dem man ja vor der Währungsreform sowieso nichts Rechtes anfangen konnte, reichlich genug gehabt. Jedermann hatte uns gegeben, weil alle genug hatten: Gemeindeglieder, Freunde, Stadtverwaltung und Sozialminister, der bei einem Besuch des MLH einfach fragte: „Brauchen Sie Geld?“ und dann gleich 60000 M daließ. So hatten wir, ohne viel nachzudenken, von der Hand in den Mund gelebt und das Haus mit all den Menschen aufgebaut und versorgt, so gut wir es eben konnten. Dazu auch jeden arbeitswilligen Heimkehrer und Flüchtling an- und eingestellt, der an unsere Tür klopfte. Nun wurde das alles ganz anders. Das neue, gute Geld war rar, sehr rar. Keiner konnte mehr einen Pfennig entbehren, gab es doch nun auf einmal – wie auf Zauberschlag – wieder alle die so lange entbehrten guten Dinge zu kaufen. So mußten wir jetzt auf ganz andere Bettelreisen gehen als in den Anfangsjahren. So manche Fahrt zum Sozial- und zum Kultusminister nach Düsseldorf war nötig, um das fehlende Geld zum weiteren Aufbau und zur besseren Einrichtung des nun vor größere Ansprüche gestellten Hauses zu beschaf-

fen, manchmal als Beihilfe, meist als Darlehen. Vor allem aber mußten wir schleunigst Personal abbauen, wenn wir nicht ganz rasch Pleite machen wollten. Vor allem mußten wir uns schweren Herzens von unseren leitenden Damen trennen. Nun wurde die Pfarrfrau ehrenamtliche Hausmutter und leitete von jetzt an mit den bisherigen zweiten Kräften als Stationsleiterinnen das Ganze. Das ergab natürlich allseits eine schwere Umstellung. Die Folge für uns persönlich war, daß meine Frau nun ständig zwischen dem – zum Glück nahegelegenen – Pfarrhaus und dem MLH hin und her pilgerte und bald fast mehr hier als dort zu Hause war. Aber die erst so schmerzliche Sache hatte auch ihr Gutes. Alles rückte nun näher zusammen, und das stärkte die ganze Hausgemeinschaft wesentlich.

Die Hauptsache aber war: Es lief und ging voran, und wir waren uns einig. Diese Einmütigkeit aller Beteiligten war wohl das Erstaunlichste und Erfreulichste in dieser Notzeit. Langsam wurden auch die eingerosteten Geister der alten Kriegssoldaten wieder geschmeidiger und aufnahmefähiger. Regelmäßige morgendliche Konviktsübungen und gelegentliche Konviktsabende mit Vorträgen aller Art, die auch unter den späteren Studieninspektoren, den jetzigen Professoren Dr. Dr. Wrzecionko und Dr. Hentschke und dem jetzigen Präses Dr. Reiß, dem Organisator unvergeßlicher Studienfahrten fortgesetzt wurden, sorgten dafür. Sogar eine Theateraufführung gab es einmal als gelegentlich eines großen Sommerausfluges der ganzen Hausgemeinschaft unter der ebenso kundigen wie charmanten Leitung der ehemaligen Schauspielerin, Frau Elfriede Ratschow, Goethes „Laune des Verliebten“ aufgeführt wurde. –

Das Einzigartige aber, was dieser neu erstandenen theologischen Fakultät mit dem Theologenkonvikt und dem ganzen Hause ihr ganz besonderes Gepräge gab, war die Einbettung des Ganzen in die evangelische Kirchengemeinde, die am Leben des MLH und all seiner Bewohner lebhaften Anteil nahm.

Das alles ist nun längst vergangen. Aber die Erinnerung an diese einzigartige Zeit unter Sorgen und Quälereien, aber auch an viel Freude und Dankbarkeit und sonst nie so erlebter Gemeinschaft macht diese Jahre für viele, die sie miterlebten und mitgestalteten, zur wertvollsten und schönsten Zeit ihres Lebens. Wie manche, die in diesem Haus aus- und eingingen, haben die Wahrheit des Lutherwortes erfahren, das der Künstlersohn Professor Herrmanns aus Anlaß des fünfjährigen Bestehens des Martin-Luther-Hauses über die von Rika Unger geschaffene kraftvolle Lutherbüste setzte:

Wer glaubt, der ist ein Herr. Und ob er gleich stirbt,
muß er doch wieder leben. Ist einer arm, muß er doch
wieder reich sein. Ist einer krank, so muß er doch
wieder gesund werden.